

LOKALES

* Wiesbaden, 26. Januar 1907.

7. Zwischen Hauptwahl und Stichwahl. Um das Wahlergebnis amtlich zu ermitteln, beruft der Wahlkommissar auf den vierten Tag nach dem Wahltermin mindestens sechs und höchstens zwölf Wähler aus dem Wahlkreis. Die Herren dürfen kein unmittelbares Staatsamt bekleiden. Sie werden durch Handschlag verpflichtet. Auch der anwesende Protokollführer muß Wähler sein. Er darf aber aus den Beamtentreisen kommen. Das Lokal, welches der Kommissar für die Ermittlung des Wahlergebnisses bestimmt, darf von jedem Wähler betreten werden. Hier sieht man die Protokolle über die Wahlen in einzelnen Wahlbezirken durch und stellt die Resultate zusammen. Von hier aus erfolgt auch die Protokollierung des Siegers, falls sich herausstellt, daß ein Kandidat mit absoluter Majorität aus der Wahl hervorgegangen wäre. Ist das aber nicht der Fall, so leitet der Kommissar die Stichwahl in die Wege. Die Stichwahl darf höchstens 14 Tage hinausgeschoben werden, sobald das Resultat des ersten Wahlganges vorliegt. Die Stichwahl findet auf denselben Grundlagen und nach den gleichen Vorschriften statt, wie die Hauptwahl — gewiß schon in der ersten Februarwoche. Innerhalb dieser Frist werden noch einmal die Wäffen der Wahlkämpfer aus dem Arsenal geholt.

*** Im Handelsregister** wurde eingetragen: Firma Dieblicher Kaccaroni- und Eierwarenfabrik Vater u. Co. Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Die Stellvertretungsbefugnis des Geschäftsführers Albert Viebig zu Wiesbaden ist erloschen.

*** Zum Eisenbahn-Unglück bei Kollheim** schreibt uns die Agt. Preussische und Groß-Hessische Eisenbahn-Direktion: Kürzlich ist in einigen Blättern die unzutreffende Notiz erschienen, daß der durch den Eisenbahnunfall bei Kollheim am 9. November v. J. entstandene Schaden etwa dreiviertel Millionen Mark betrage, während tatsächlich der Schaden höchstens 70 000 Mark beträgt. Ebenso ist bei dem Eisenbahnunfall in Kurve am 30. 5. 06 der Schaden fälschlicher Weise mit dem zehnfachen Betrag des wirklich entstandenen Schadens angegeben worden. Da derartige unzutreffende Notizen nur von Personen ausgehen können, die über die wirkliche Höhe des entstandenen Schadens nicht unterrichtet sind, stellen wir ergebenst anheim, vor der Aufnahme solcher Notizen die Eisenbahnbetriebsinspektion, in deren Bereich sich der Unfall ereignet hat, um schätzungsweise Angabe der Kosten zu ersuchen. Es wird dadurch vermieden werden, daß berartige, jeder tatsächlichen Grundlage entbehrende Notizen in den Tagesblättern Aufnahme finden.

g. Thät eingestellt, früh durchgebrannt. Der Tagelöhner Gustav O l i n o in Frankfurt ist zwar rechtzeitig a u s g e h o b e n, aber erst mit 24 Jahren, als er bereits verheiratet war, im vorigen Herbst als Rekrut eingestellt worden, und zwar bei der 5. Kompanie des Füsilierregiments von Bersdorff Nr. 80. Es waren aber triftige Gründe, die ihn an der früheren Erfüllung seiner Dienstpflicht verhinderten. Er sah nämlich vorher insgesamt 21 Jahre im Gefängnis, teils wegen Unterschlagung und Diebstahls, teils wegen Urkundenfälschung und Betrugs. Natürlich gefiel ihm das geregelte Leben bei den Soldaten auch nicht, und schon wenige Wochen nach seiner Einstellung fuhr er ohne Urlaub nach Frankfurt, um sich ein paar vergnügte Tage zu machen. Deshalb wanderte er wegen unerlaubter Entfernung in den Arrest und bekam keinen Weihnachtsurlaub. Am 22. Dezember fuhr er trotzdem wieder nach Frankfurt, packte dort seine Uniformstücke in zwei Postpakete, schickte sie nach Wiesbaden ans Regiment und dachte, nun sei er den Militärpflicht los. Aber als statt des Rekruten nur seine Uniform zurückkam, wurde die Behörde verblüfft, und die Frankfurter Polizei, die ihren Vogel kannte, brauchte nicht lange zu suchen. Am 30. Dezember traf ihn ein Kriminal-Schutzmann in der Altstadt und lieferte ihn auf der Hauptwache ab. Er hatte sich die Zeit über in Frankfurt herumgetrieben und bei seiner Mutter Unterschlagung gefunden. Seiner Frau hatte er nur am ersten Tage einen kurzen Besuch abgestattet. Sehnachts nach Weib und Kind hat ihn also nicht nach Frankfurt getrieben. Daß er gar nicht mehr an die Rückkehr zum Regiment dachte, läßt sich daraus entnehmen, daß er die Uniform mit der bürgerlichen Kleidung vertauschte und die erstere zurücksandte. Das Kriegsgericht sprach ihn deshalb der Fahnenflucht schuldig und verurteilte ihn zu 6 Monaten Gefängnis nebst der vorgeschriebenen Verlegung in die zweite Klasse des Soldatenstandes.

□ Todgefährten. In der Wallstraße in der Nähe der Kreuzung der Hellmuthstraße ereignete sich eines abends gegen Ende Oktober ein für alle Beteiligten recht bedauerlicher Unglücksfall. Es war gegen 8 Uhr, also um eine Zeit, in der der Verkehr dort ein besonders lebhafter ist. Da tummelte sich der Schlossergeselle Heinrich Böber von hier dort auf seiner Rade. Ein anderer Radfahrer war in seiner Nähe. Es scheint zwischen beiden zu einer Art Wettfahrt gekommen zu sein. Das Tempo der Fahrt war daher ein rascheres als es hätte sein dürfen, um Karambolagen mit dem Publikum unter allen Umständen verhindern zu können. Um dieselbe Zeit kam die Ehefrau des Theaterarbeiters Ridel, ihr 1/2 Jahre altes Töchterchen an der Hand, des Weges. Sie betrat eben ein Ladengeschäft, um noch etwas einzukaufen und ließ das Kind auf einen Augenblick auf dem Bürgersteig allein. Blötzlich sah es auf der anderen Straßenseite seinen Bruder. Erstreckt darüber lief es auf ihn zu und durchquerte dann, um zu seiner inzwischen wieder draußen erschienenen Mutter zu gelangen, zum zweiten Male das Straßenplanum. Da — schon streckt es das Händchen nach der Mutter aus — fährt der Radfahrer gegen es. Es fällt hin, wird überfahren und windet sich in Schmerzen. Wie später festgestellt wird, hat es einen komplizierten Beinbruch erlitten. Gleich wird es ins Krankenhaus geschafft, nach 8 Tagen aber hauchte es dort sein junges Leben aus, infolge einer Blutvergiftung, welche durch die Verletzung entstanden ist. Der Radfahrer machte sich nach dem Unfall gleich aus dem Staube. Nach der Ansicht der Augenzeugen hat allein das schnelle Fahren die Schuld an dem Unglück. Böber war daher unter der Auflage der lebenslänglichen Züchtung in ideeller Kopul-

renz mit Fahrpolizeikonvention vor die Strafkammer geladen. Er suchte die Schuld dem zweiten Radfahrer aufzubürden, der ihn angefahren und dadurch ihn der Herrschaft über sein Rad beraubt habe. Er selbst — versichert er — habe das Kind die Straße überqueren sehen und einen großen Vogen gemacht, um ihm auszuweichen. Das Gericht erachtet ihn überführt im Sinne der Anklage und belastet ihn, während der Vertreter der Anklagebehörde 3 Monate, der Verteidiger die Freisprechung beantragt hatte, mit 1 Monat Gefängnis.

*** Guh! Diese Varenkälte!** So tönt es wieder von mancher blaugefrorenen Lippe. Mancher eisbehangene Bart umrahmt des Arbeitsmannes widerharte Züge. Und wer nicht so tapfer aushält, bei 12 Grad unter Null, den packt die helle Verzweiflung. Die Nase rötet sich und es ist gut, wenn sie es tut, denn wird sie bleich, so zeigt sie sich erfroren. So ängstlich ist es bei uns noch nicht, aber der Russe mahnt den begegnenden Wanderer mit dem besondern Gruße: „Väterchen! Deine Nase!“ Das heißt: Reibe sie sofort mit Schnee, denn du selbst fühlst nicht die drohende Gefahr. Das ist der russische Winter. Der deutsche trägt auch mitunter einen recht kräftigen Eispanzer. Die Fenster ungeheizter Zimmer lassen nur gedämpfte, matts Licht durch die starke Kruste von Kristall. Man rennt mit Vehagen zur Quelle alles Lebens, zum geliebten Ofen. Man füttert ihn mit Kohlen und er frist ungeheure Portionen, besonders wenn er den ganzen Tag nachts und nicht die regelrechten Mahlzeiten einhält. Jeder wehrt sich der grimmigen Kälte auf seine Weise. Wer Zeit hat und einen schönen Pelzschmuck, der wandelt vornehm in gemessenem Promenadenschritt. Dem beides fehlt, der hat es eilig, den Zwang der Mangel schützender Winterhüllen zu einem kleinen Dauerlauf. Und muß er stillstehen, so beginnt ein feltamer Tanz, bei dem Beine und Arme wie eine Maschine arbeiten. Der hüpfende Tänzelschritt läßt aber keine Heiterkeit erkennen. Aus den bekümmerten Miene spricht nur der Ausdruck allgemeinen Mißbehagens. Der elegante Mensch verheißt sich diese Unlustgefühle und mortifiziert auch bei grimmigster Kälte immer noch den feinen Gentleman. Sein kalblederner Stiefel ist eine Warte auf dem durchfrorenen Steinpflaster, Cylindern und Glace erweisen fast Mitleid, so schnellig er sie auch gewählt hat. Da ist der Wellwogenkutscher auf seinem Lastgeschirr besser dran. Ihn schützt ein wollener Schal und eine alte Pelz-lappe, die auch die Ohren unter ihre Fittige nimmt. „Hautbandische und Hilsstiefel würde der „bessere Herr“ natürlich unmöglich an sich dulden. Das wäre einfach gräßlich! Pieber schnattert er mit klappernden Zähnen seinen tiefempfundenen Schmerzensruf: „Guh! diese Varenkälte!“

*** Stadtbücherei** verfolgt werden: Der Linschgerfelle Karl Perbe, geb. am 4. Januar 1884 in Rambach, wegen Vornahme unzüchtiger Handlungen. — Der Maurer Friedrich U i n g e r in Wiesbaden, geb. am 6. April 1876 zu Gersroth im Unter-Taunuskreis. — Der Vermessungsgeometer Karl Anton M a l l e r aus Kießheim a. Rh., zuletzt in Münster i. W.

*** Gütertrennung** haben vereinbart: Die Eheleute Fuhrmann Oskar Engel zu Vierstadt und Wilhelmine, geb. Ridel. Die Eheleute Weber, Peter, pensionierter Oltroirerheber zu Wiesbaden und Elisabetha, geb. Ziebig, verwitwete Graels. Die Eheleute W i l h e l m i, Philipp, Landesbankregistrator zu Wiesbaden und Luise, geb. Wittlich. Die Eheleute D a n k e l m a n n, Philipp, Kaufmann zu Wiesbaden, und Ottilie Auguste Minna, geb. Pohl.

*** Tanzstunde im Irrenhause.** Man sollte meinen, es wäre ein verfrühter Fastnachtsstern; und doch stellt sich momentan jeden Mittwoch in der Frankfurter Heil- und Pflegeanstalt ein Tanzlehrer ein, damit die leichteren Kranken der Götin Terpsichore huldigen können, genau wie auch für sonstige Unterhaltung, Klavier, Regelsbahn, Billard und Zerstreung der Kranken in menschenfreundlicher und humaner Weise seitens der vortrefflichen Direktion gefordert ist. An dem Tanze, welcher im großen Konzert- bzw. Musiksaal stattfindet, nehmen natürlich auch die Ärzte und das Wartpersonal teil (leichteres bildet auch unter sich einen gemischten Gesangschor). Es handelt sich weniger um eigentlichen Tanzunterricht, als vielmehr um die Vorbereitung zu einer größeren Ballfestlichkeit, welche im Februar für die Kranken und das Personal geplant ist.

*** Gesellschaft für Linde-Gismaschinen.** A. G., Wiesbaden. Die Gesellschaft, welche Besitzerin der Patente für flüssige Luft beziehungsweise Sauerstoff ist, stand schon seit längerer Zeit wegen Verkauf ihrer diesbezüglichen amerikanischen Patentrechte in Unterhandlung. Prof. v. Linde hatte sich zur Weiterführung dieser Verhandlungen persönlich nach New York begeben. Wie nunmehr verlautet, ist es Professor v. Linde, der inzwischen nach Europa zurückgekehrt ist, gelungen, die diesbezüglichen Verhandlungen erfolgreich zum Abschluß zu bringen. Unter Mitwirkung der Linde-Gesellschaft und der Pariser Sauerstoff-Gesellschaft wurde in New York eine neue Gesellschaft gegründet, an der sich, dem Vernehmen nach, hervorragende New Yorker Händler beteiligten und die bereits den Bau von Betriebsanlagen in Angriff genommen hat. Die Linde-Gesellschaft hat in dieses neue Unternehmen ihre Patente für die Vereinigten Staaten und die Sauerstoff-Gesellschaft, an der die Gesellschaft mit 50 Prozent beteiligt ist, ihre Lizenzen eingebracht.

*** Ballhallentheater.** Von der Direktion der „Ballhalla“ werden umfassende Vorkehrungen getroffen, um den am Sonntag, 27. Januar (Kaisers Geburtstag), stattfindenden ersten großen Maskenball so glänzend als möglich zu gestalten. Der Saal wird festlich dekoriert und beleuchtet. Um besonders rege Beteiligung der Damen zu veranlassen, sind 5 wertvolle Preise an die schönsten Damen-Masken ausgesetzt, die während des Balles zur Verlosung gelangen. Der Eintrittspreis ist auf 2 Mk. festgesetzt, im Vorverkauf 1.50 Mk. Auf dem Programm nebst Vogen können gegen Zuschlag von 50 Pfg. ab heute Plätze reserviert werden.

*** Stolzischer Stenographen-Verein (E. S.).** Am Sonntag nachmittag beginnt der Stolzische Stenographenverein die Nachfeier zu seinem 51. Stiftungsfeste. Haupt- und Nachfeier waren gut besucht. Der Vorsitzende wies in seiner Ansprache darauf hin, daß der Verein stets den Anforderungen der Zeitverhältnisse und der Entwicklung der stenographischen Bestrebungen entsprechend der Vereinfachung der Stenographie gebuhrt und von Alt- zu Neustolge, schließlich zu Stolz-Schrey übergegangen sei und auch einer Vereinigung aller Systeme zugetan sei. Im letzten Prolog, wobei außer dem Verfasser (Herr Todt) die Herren Bih, Ohlenmacher und Rel. T. Paul mitwirkten, sowie den beiden Theaterstücken, den Vorträgen und Gesängen unter Mitwirkung der Herren Siegfried, Todt, Ohlenmacher, Dieffen-

bach, Rel. E. und L. Schwerdel, A. Dorn, Hartmann und Joh. Christen wurden gut gespielt. Der Vorstand überreichte dem Vereinsmitglied Herrn Schmitz für seine hohen Leistungen auf dem Stenographentage zu Hamburg (350 Silben in der Minute) eine Schreibmappe mit Widmung. Auf der Nachfeier wandte sich der Vorsitzende, Herr Paul, in seiner Ansprache u. a. an die „Partei der Nicht-Mitglieder“ und bat dieselbe, die Bestrebungen der Stenographie, besonders des Systems Stolz-Schrey, zu unterstützen.



Strafkammer-Sitzung vom 25. Januar.

Unter Bernfgenossen.

Der Schreinermeister Peter Schleicher in Diebrich ist mit dem Schreinermeister Waffing daselbst verurteilt, seitdem dieser sich mit einem Schreinermeister Gerhardt liiert hat, der früher sein Kompagnon war. Wenn die Leute auf der Straße zusammentreffen, dann kommt es zwischen ihnen zu Kollisionen und das soll auch bei 2 Gelegenheiten geschehen sein, welche den Gegenstand der heutigen Anklage bilden. Einmal soll Sch. den Gegner öffentlich beschimpft, ein andermal auf dem Erzerkerplatz in Wiesbaden ihm ohne weiteres einen Messerstich in den linken Arm versetzt und ihm dadurch eine Verletzung beigebracht haben, an der er längere Zeit arbeitsunfähig war und deren Folgen selbst heute nicht ganz überwunden sein sollen. Strafe: 4 Monate Gefängnis und 10 Mk. Geldstrafe.

Ferb und Wagen.

Gestohlen resp. unterschlagen soll der Tagelöhner und Fuhrmann Adam Weisenroth in Diebrich dem Grundgräber und Unternehmer Lerch in Wiesbaden haben. Das Schöffengericht hat bezüglich der Anklage des Diebstahls auf Freisprechung erkannt und W. nur mit 1 Monat Gefängnis bestraft, weil er einem ihm leihweise überlassenen Karren einem Dritten, als er sich in Not befand, verkauft habe. W. und L. standen in einem Vertragsverhältnis. L. hatte an W. einen Karren auf Kredit unter Eigentumsvorbehalt gegen Abschlagszahlungen unter der Bedingung verkauft, daß W. nur für ihn fahre. Er hat aber weder gezahlt noch gefahren, dagegen, als er sich eines Tages in Not befand, in Sonnenberg Karren und Wagen verkauft. Das Pferd war angeblich ebenfalls Eigentum von Lerch, welcher ihm daselbst abgekauft haben will. — W. stellt jede Schuld in Abrede. Seiner Versicherung nach ist er unbeschränkter Eigentümer von Pferd und Wagen gewesen. Da es schwer erscheint, das Rechtsverhältnis zwischen den Parteien zu klären, kommt das Berufungsgericht zu einem Freispruch.

Credit

zu günsl. Bedingungen.

Herrenüberzieher,
Anzüge,
Knabengarderoben,
Damenmäntel,
Jackets,
Blusen,
Costümröcke u. s. w.

Anzahlung v. 3 Mk. an.
Betten und Möbel.

Wiesbadens
weitaus grösstes Credithaus

Ludw. Marx & Co.
22 Michelsbg. 22.



Nr. 23.

Sonntag, den 27. Januar 1907.

22. Jahrgang.

Herzlos.

Von S. Ch. von Sell.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Sie las Romane, bis ihr gesunder Sinn sich gegen diese Kost — immerfort Kuchen und Schlagsahne oder stark gewürzte, pikante Gerichte für verwöhnte Gaumen — empörte. Plötzlich entsann sie sich einiger Bücher, die Joachim Mansuetos ihr genannt, als sie ihm ihre Unwissenheit in bezug auf Kunstgeschichte gestanden hatte. Das Taschengeld mehrerer Monate ging darauf, um sie zu beschaffen, und dann studierte sie mit wahrem Feuerifer. Nun erst merkte sie, wie wenig sie wußte, wie viel sie nachzuholen hatte.

Einmal besuchte sie mit Frau Reichmann ein Missionsfest. Bei dieser Gelegenheit hörte die Amtsrätlerin Kittys helle, kräftige Stimme, wie sie in einen Choral einstimmte.

„Sie haben ja eine wunderhübsche Stimme, Kind,“ sagte sie. „Sie sollten Unterricht nehmen. Wenn Gott solches Talent gibt, für den ist es Pflicht, es auszubilden.“

„Jelz hörte mich gern singen, sonst hat noch keiner darnach gefragt.“

„Wenn Ihre Stimme erst gebildet ist, können Sie viele damit erfreuen.“

„Ach, ich bekomme doch keinen Unterricht! Ich hab Papa, ob ich einige Privatstunden — Kunstgeschichte und Literatur etwa — nehmen dürfte. Aber er wollte nichts davon wissen. Ich dachte, du seiest lange genug in die Schule gegangen, sagte er.“

Frau Reichmann schwieg. Aber wenn sie jemandem wohl wollte, so konnte sie auch für ihn handeln. Und sie wollte Kitty wohl. Ja, sie hatte sich's in den Kopf gesetzt, zur Förderung ihres Seelenheils berufen zu sein. Sie mußte dieses feltame, faltberzige Mädchen zu einer in christlicher Liebe Glühenden umschaffen. Und sie erkannte, praktisch wie sie war, daß es Kitty an Aufgaben und Beschäftigungen fehlte. Sie ergriff die nächste Gelegenheit, mit Herrn von Thingen zu sprechen und zu Kittys größter Überraschung sagte dieser bald darauf: „Du hast mich neulich wegen Unterrichtsstunden gebeten, Kind. Ich liebe gelehrte Frauenzimmer nicht. Wenn du aber Gesangstunden nehmen willst — ich habe auch mit der Mama Rücksprache genommen — wir haben nichts dagegen.“

Mit Entzücken machte Kitty von dieser Erlaubnis Gebrauch.

Im November schenkte Alwine ihrem Gatten einen zweiten Sohn. Kitty siedelte während dieser Zeit mit den anderen Kindern zu Reichmanns über. Heinz war selig, sie ganz bei sich zu haben. Das Haus war recht voll, denn auch Willibald verbrachte gerade einen längeren Urlaub daheim. Der blutjunge, aber gewandte und frische Leutnant war Kittys fast unzertrennlicher Gefährte und manchmal schallte das Lachen der beiden so fröhlich durch die Räume, daß Kitty selbst erschrak, daß sie wieder so lachen konnte. Aber Willis Heiterkeit war schwer zu widerstehen. Seine Mutter hatte herzliche Freude an dem Verkehr der jungen Leute und ertappte sie gelegentlich darauf, daß sie mit nie abbreißendem Faden Zukunftspläne spannen.

Der Winter verlief sehr still für Kitty. Auf Fräulein Ulrikens Wunsch berichtete sie dieser hier und da von ihrem Ergehen. Zu Weihnachten erhielt sie ein wertvolles Geschiedtswert von der Tante — „da ich höre, daß du gern vernünftige Bücher ließt,“ schrieb sie dabei. Um Kittys Besuch bat Fräulein von Thingen nicht. Sie hatte schwarze Kleider.

Der Sommer verging, ohne ein Lebenszeichen von Tante Ulrike. Erst im Herbst kam eines ihrer lakonischen Schreiben an Oswald.

„Ich gedenke Kitty im Winter hier auszuführen. Schide sie mir Anfang Dezember. Die Sorge für die Toilette ist meine Sache.“

Der Dezember wurde dazu verwendet, die Ausstattung fertigzustellen und Kitty ein wenig für die Welt „vorzubilden“. Zu diesem letzteren Zwecke gab die Tante der Nichte mancherlei aus ihren Lebenserfahrungen zum besten. Und die Lehren der alten Dame fanden in dem Gemüt des jungen Mädchens nur zu wohl vorbereiteten Boden. Kitty war sehr geneigt, zu glauben, daß alle Menschen eigensüchtig seien und nur nach ihrem Vorteil strebten.

„Die Männer,“ sagte ihr Ulrike, „werden dir bald sagen, daß du schön bist. Das ist die Wahrheit. Du bist aber nicht nur schön, sondern auch klug. Das Eine gefällt ihnen, das Andere nicht, wenn sie dir gelegentlich auch wohl ein Kompliment über deinen Geist sagen. Aber mehr noch als der Schönheit huldigen sie dem Golde. Man wird dich allgemein für meine Erbin halten. Folglich würde man dich feiern, auch wenn du häßlich und dumm wärest. Ich war nicht dumm, aber häßlich, sehr häßlich. Das hat mich oft geschmerzt, als ich jung war. Doch es hatte auch sein Gutes: Ich lernte früh einsehen, daß sie in mir gar nichts anderes lichten — denn viele beteuerten mir ihre Liebe — als mein Geld. Und das bewahrte mich davor, eine Torheit zu begehen und mich wegzuworfen. Du bist geschiedt genug, du wirst es auch nicht tun. Alle Männer sind Egoisten und wollen die merkwürdigsten Dinge von der Frau, die sie heiraten. Der Eine die gute Haushälterin, die seinen hochgeschätzten Körper pflegt und mästet; der Zweite ihr wohlgefülltes Portemonnaie; der Dritte eine Repräsentantin, die er für den stolzen Palast, den er sich gebant, oder für die hohe Stellung, die er einnimmt oder erringen will, braucht. Ein treues, ehrliches Herz, — danach fragen sie nicht.“

Kitty horchte hoch auf und nickte manchmal altklug mit dem Kopfe. Dann aber regte sich ihr Gerechtigkeitsgefühl. „Haben denn viele Frauen ein solches zu geben?“

„Du bist scharf,“ sagte die Alte. Es klang wie eine Anerkennung.

„Und, Großtante, du selbst hast mir einmal eine Geschichte erzählt von einem Manne, der alles aufgab, um seiner Liebe willen. Ich meine die von Egon Mansuetos.“

Ausnahmen — welche die Regel bestätigen! Ja, wäre der ein wenig mehr auf seinen Vorteil gewesen! Er hätte ruhig seinen Künstlertraum verwirklichen können. — Die Familie

Hätte wohl ein Auge zugebracht, wenn er nur eine reiche, vornehme Frau genommen. Dann wären ja die Mißerfolge leichter zu tragen gewesen. Und wer weiß? — Gold öffnet so viele Türen. Die Frau stand bereit. Unschön zwar, aber ein Herz, das glücklich gewesen wäre, ihm dienen zu dürfen. Doch, was schwahe ich da? Du machst mich ganz und gar abschweifen."

Kitty lächelte. Nun wußte sie, was sie lange geahnt, wer jenes unschöne, reiche Mädchen war, das Egon um der armen, liebebreitenden Beate willen verschmäht hatte. Also auch die arge Männerseindin Ulrike war bereinst bereit gewesen, sich einem hinzugeben! War das so Mädchenlos? "Ich aber mag und will nicht," sagte sich Kitty und empfand gleich darauf mit einer Art Schmerzgefühl, daß diese Sprödigkeit wohl ein neuer Beweis ihrer Herzlosigkeit war. Und wie so oft schon klang ihr im Ohr: "Beweisen Sie den Leuten das Gegenteil."

Der also, der eine, hatte ihr ein Herz angetraut.

Fünf Jahre waren ins Land gezogen.

In Mühltal war äußerlich wenig verändert, nur daß die Kinder größer geworden waren und der Hausherr sichtlich gealtert hatte. Unruhig und leicht ausbrausend war er stets gewesen; das hatte mit den Jahren noch zugenommen. Den scharfen Augen seiner Aeltesten entging noch ein anderes nicht; er knauferte, wo es sich machen ließ, ohne den äußeren Schein der Wohlstandigkeit zu verletzen. Sie sahen auch, daß sich eine Reihe fragwürdiger Gestalten auf dem Hofe zeigten, die man früher dort nicht gebildet hätte; Händler von üblem Rufe, die sich mit merkwürdiger Sicherheit in den Ställen und auch auf den Feldern herumbewegten. Sie sah es — auch es ließ sie kalt.

Auch Frau Alwine war in vielem anders geworden. Nach außen bewahrte sie ihre selbstzufriedene Haltung. Wo sie unter Fremden erschien, war sie elegant gekleidet und von einer heiteren Sicherheit, die viele täuschte. Aber daheim arbeitete, sparte und plante sie unermüdlich. Sie dachte den Groschen dreimal in der Hand, ehe sie ihn ausgab; sie zählte den Wägen jedes Ei nach und quälte sie mit beständigem Mißtrauen und stetig wachsenden Anforderungen. Kitty beobachtete auch dies und es ward ihr immer widerwärtiger.

Das junge Mädchen führte ein merkwürdiges Doppelleben. Im Vaterhause war sie eine Fremde, die nur für sich lebte und nicht teilnahm an den Leiden, und Freuden der Familie. Man behandelte sie nicht unfreundlich. War doch Kitty das einzige Medium, durch das der Zusammenhang mit Ulrike aufrecht erhalten werden konnte. Mit den Jahren wurde die alte Dame immer heftiger in ihren Antipathien und weigerte sich ganz energisch, Alwine oder ihre Kinder bei sich zu sehen und noch energischer, Oswalds Bitten um Darlehen auf sein Gut zu erfüllen. Kitty galt in der Familie, wie in der Welt, allgemein für Ulrikes Erbin und mit dieser durfte man es nicht verderben. Aber sie selber tat nichts dazu, daß die Mähdicht, die man ihr erwies, von Herzen kommen konnte. Auf der anderen Seite war sie freilich auch unschuldig an Ulrikes Abneigung gegen die Thoren. Diese hatte schon bestanden, als Kitty das Haus der Tante zum erstenmale betrat. Nur hatte Kitty nie den geringsten Versuch gemacht, zu mildern und zu versöhnen. Sie ließ die Dinge gehen.

Kitty war ein sehr schönes Mädchen geworden. Die Brandrolle ihres Haares begann sich zu melden. Es war ein warmes Kastanienbraun mit Goldglanz, jene Farbe, welche die Maler lieben. Die tiefe Melancholie der schwarzen Augen bildete einen seltsamen Kontrast zu diesem leuchtenden Haar und den roten Lippen, die so übermütig lachen konnten — ein silberhelles Lachen des Spottes und unbekümmerter Jugendlust. Doch mitten darin brach Kitty manchmal ab und seufzte. Sie war nicht glücklich; auch nicht in jenem zweiten, von dem ersten so traumhaft verschiedenen Dasein, das sie im Hause ihrer Tante führte.

Da war sie die gefeierte Weltbame, der alle huldigten. Und obwohl sie daheim mit dem alten Fräulein ihre ironischen Bemerkungen tauschte über die, welche sie umschwärmten, so hätte sie doch den ihr gestreuten Weihrauch ungern entbehrt. Eine ihrer aufrichtigsten Bewunderinnen war Fräulein Ulrike selbst. Sie sagte sich, daß sie das Mädchen zu dem gemacht habe, was es sei, umsonnte sich so gewissermaßen in den Strahlen eigenen Verdienstes. Eines war vielen unverständlich: daß Fräulein von Thingen ihre geliebte Nichte nicht ganz zu sich nahm. Zu Zeiten hatte Ulrike selber schon daran gedacht. Allein sie scheute sich vor dem unwiderrüflichen Schritt. Monatelang weilte Kitty bei ihr als fast unbeschränkter Herrin ihrer Zeit und im gewissen Sinne des ganzen Hauses; und die Tante freute sich daran und fand sich gern in die Unbequemlichkeit der vielen Geselligkeit. Dann aber schickte sie das Mädchen fort und konnte nach Herzenslust ausruhen und mit einer Art grimmigter Genugthuung darüber nachdenken, wie ganz anders

dessen Leben in Mühltal nun verlasse. Noch waren auch Kitty und ihre Angehörigen im unklaren, ob sie wirklich einmal Besitzerin von Ulrikes Vermögen sein würde oder nicht. Mit zweideutigen Worten verstand es die Alte, keine allzu großen Hoffnungen aufkommen zu lassen. Nahm sie Kitty ganz ins Haus, so war damit ihre Absicht, sie zur Erbin zu machen, so gut wie ausgesprochen. Diese Freude gönnte sie Oswald nicht.

Auf Kitty aber lastete das Doppelleben, die Ungewißheit ihres Daseins. Heute hier, morgen dort; nirgends ganz daheim. Überall begegneten ihr die Menschen unter vielleicht ganz falschen Voraussetzungen. Zudem war ihr Leben, so gut wie sie sich auch stets zu beschäftigen wußte, nicht ausgefüllt. Sie fühlte Kräfte in sich, die brach lagen. Niemand bedurfte ihre. Das war's. Sie studierte Bücher und Menschen und sammelte sich einen reichen Schatz von Kenntnissen. Sie benutzte in Berlin jede Gelegenheit, sich in der Musik zu vervollkommen. Fräulein von Thingen ließ ihr bei den ersten Lehrern Gesangsunterricht erteilen.

"In Ihnen steckt das Zeug zur großen Künstlerin," sagte ihr einst ein bedeutender Musiker. "Widmen Sie ein oder zwei Jahre ganz dem Studium der Musik und Sie werden die Welt entzücken."

Ihr Lehrer hatte ihr bereits daselbe gesagt.

Einen Beruf haben, der alle Kräfte forderte; Ruhm gewinnen, Ehre und Gold! — Für ein Mädchen wie Kitty hatte schon der Gedanke des Ueberfliegens der engen, der „jungen Dame“ gezogenen Schranken seinen Reiz. Dann wäre ihr Leben ausgefüllt in rastlosem Streben. Dann wäre sie frei, zu gehen, wohin sie wollte. Brauchte nicht mehr zu harren, ob es Tante Ulrike gefallen würde, sie einzuladen. Ja, sie könnte zu ihr sagen: „Deines Erbtes bedarf ich nicht, schenke es den Armen!"

Kitty trat vor ihren Vater mit der Bitte, sich zur Künstlerin ausbilden zu dürfen.

"Niemals! Ein Fräulein von Thingen Sängerin! Welch ein Verleugnen aller Familientraditionen!"

Ironisch fragte sie, ob denn die Verhältnisse der Thingens so glänzend seien, daß alle Glieder der Familie sich den Luxus gestatten könnten, nichts zu tun? Nach ihrer Ansicht könnte der Vater ganz zufrieden sein, wenn er der Sorge um seine Tochter ledig sei. Die ihm zuerst erwachsenden Kosten würde sie ihm ja später zurückerstatten. Ueberdies habe sie ja Vermögen von seiten ihrer Mutter.

"Hast du dich mit Tante Ulrike gezanzt?" höhnte Thingen dagegen, auf das Neueste erbozt, daß Kitty auf etwas anguspielen wagte, was er geheimzuhalten bestrebt war — seine stork wankenden Vermögensverhältnisse. Und noch mehr, daß sie von dem Erbe seiner ersten Frau sprach, welches, wie er nur zu gut wußte, über kurz oder lang mit dem verschuldeten Gute, in das er es gesteckt, verloren war.

"Ich habe kein Recht zu erwarten, daß sie mir etwas vererbt," entgegnete seine Tochter kalt.

"Wenn du dir das Recht noch nicht erworben hast, so ist es deine Schuld. Das aber sage ich dir: mit meiner Zustimmung wirst du jene Pläne nie ausführen."

In seiner Entrüstung schrieb er sofort an Ulrike und teilte ihr Kittys Künstlerträume mit. Nun — so hoffte er, mußte sie sich doch aussprechen. War er aber erst einmal gewiß, daß dieses enorme Vermögen seiner ältesten Tochter zufiel, so mußte er davon Vorteile ziehen. Ulrike konnte den Vater ihrer Erbin nicht in wirkliche Verlegenheit geraten lassen. Und — die hochbetagte Dame konnte ja nicht ewig leben! Er war der natürliche Verwalter jenes Geldes, wenn es an Kitty fiel, und dann war ihm geholfen.

"Und wenn sie heiratet?" fragte Frau Alwine, als er ihr dies auseinandersetzte.

"Teufel! Daran habe ich nicht gedacht. Sie darf nicht heiraten. Da habe ich als Vater auch ein Wort mitzureden."

"Kluger wäre es vielleicht gewesen, du hättest sie ihren Weg gehen lassen. Erst ein wenig zögern, dann widerwillig nachgeben und ihr notgedrungen eine Summe Geldes einhändigen."

"Die ich nicht entbehren kann."

Alwine seufzte tief.

"Und bedenke den Skandal! — Meine Tochter als Sängerin auf der Bühne sehen — entschlich!"

"Das wäre bei geschicktem Venehmen unsererseits — mehr auf sie gefallen, als auf uns. Und sie hätte es jedenfalls ganz und gar mit Tante Ulrike verborben, und damit wärest du und deine Söhne der Erbschaft näher gerückt."

"Alwine! Ja, es geht doch nichts über Weiberschlaueheit. Warum müdest du auch gerade verweist sein, als mir das Mädel die Eröffnung machte."

(Fortsetzung folgt.)

Unser erster Kaisergeburtstag.

Von Fred Vincent.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Ein zweites trat noch hinzu, das unserem guten Einvernehmen mit der Bevölkerung sehr zufließen kam, als nämlich am 18. März die Kommune in Paris siegreich ihr Haupt erhoben hatte. Die Nachrichten über die Ermordung der beiden Generale der Nationalgarde Thomas und Becotte, über die Vertreibung der Regierung und der wenigen Linientruppen, über die Einnahme aller Südforts und anderer unter der Kommune-Herrschaft verübten Gewalttaten konnten nur dazu beitragen, der vernünftigen französischen Einwohnerschaft die Vorteile klar vor Augen zu führen, welche sie durch die Anwesenheit der deutschen Truppen genossen, die in dem von ihnen besetzt gehaltenen Rayon eine Gewähr für die Aufrechterhaltung von Ordnung und Sicherheit boten. Und diese Vernünftigen waren uns nach ihrer Art einstweilen auch dankbar für den ihnen von uns schon in unserem eigenen Interesse geleisteten Schutz, bewunderten, oder besser gesagt, verwunderten sich über die stramme Manneszucht und große Friedfertigkeit der so viel verschrien und gefürchteten „rohen Barbaren“ und kamen diesen denn auch ihrerseits in mancher Hinsicht entgegen, so daß es vielfach gar nicht mehr den Anschein hatte, als erblickten sie in uns eine feindliche Soldateska.

Nicht ganz nebensächlich mag schließlich gewesen sein, daß wir alle, Offiziere sowohl als Soldaten, ziemlich gut mit Geldmitteln versehen waren, der Franzose aber ist durchweg ein guter Geschäftsmann, der nicht so leicht einen pekuniären Vorteil außer Augen läßt, und die Fünfsrankstücke der „Prussiens“ waren auch kein Blei. Sie wurden auch außerdem in der Freude des Herzens, daß es jetzt bald „nach Hause zu Müttern“ gehn sollte, leicht genug ausgegeben, wozu früher meist selbst die Gelegenheit gefehlt hatte, so daß sie wohl oder übel gespart werden mußten. So kam denn wohl bei manchen Franzosen das ganz persönliche Interesse in Betracht, um sie äußerlich wenigstens mit der Anwesenheit der ungeliebten Gäste auszuföhnen; tiefe und dauernde Wurzeln hatte die Verfeindlichkeit jedenfalls nicht geschlagen.

Einstweilen kam sie uns immerhin sehr gelegen, und dies um so mehr, als wir direkt von dem höchsten Feiertag des Soldaten, vor dem Geburtstag Sr. Majestät des Königs und zum ersten Male auch des Kaisers, standen und beabsichtigten, denselben mit dem größtmöglichen Glanz zu feiern. Die Vorbereitungen waren — ganz abgesehen von dem Parademarschieren auf dem Exercierplatz — mit verteilten Rollen in vollem Gange. Da ließ im großen Saale des „Aigle d'Or“ der Fährich Wertens seine Leute Girlanden binden, und seine früher schon angeknüpfte Freundschaft mit dem Wirtstöchterlein, der schönen Nanon, trieb lustige Blüten. Zuerst hatte sich das immer zu Scherzen aufgelegte Mädchen mit dem Zuseher begnügt, als aber die Mannschaften bei der Arbeit zu singen begannen — und wir hatten gute Sänger dabei — da konnten es sich viele Franzosen und besonders Französinen nicht versagen, sich in den Garten hinter dem Saal zu schleichen, um sich das fröhliche Treiben anzusehen. Nanons Freundinnen aber gingen einen Schritt weiter, denn warum auch hätten sie die Gelegenheit zu einem kleinen Besuch nicht benutzen sollen, und nicht lange dauerte es, da saß eine Anzahl junger französischer Mädchen mitten zwischen den jungen und alten deutschen Kriegern und flochten mit flinken und geschickten Fingern farbige Papierblumen in die für die Geburtstagsfeier des Deutschen Kaisers bestimmten Girlanden. Das gab ein hübsches Bild voller Leben und Humor, denn unbeschreiblich komisch wirkten die Versuche, sich gegenseitig verständlich zu machen, und die Sprachblüten, die bei dieser Gelegenheit zutage gefördert wurden, gaben immer erneuten Anlaß zur Heiterkeit.

Von Buntpapier war bald kein einziger Bogen mehr in sämtlichen Läden des Städtchens aufzutreiben, und es drohte ein empfindlicher Mangel an Kerzen und Dichter einzutreten, denn im zweiten Gasthof, dem „Cheval blanc“ war man unter Leitung sach- und kunstverständiger Unteroffiziere eifrig mit der Anfertigung

von Lampions und Transparenten beschäftigt. Wieder in einem anderen Wirtshaus nähten die Schneider Fahnen in den preussischen und deutschen Farben, welche in der lauen französischen Frühlingsluft von den Flaggenmasten herabwehen sollten, die auf dem Zugang zu dem Schloß — denn welcher Ort von nur einiger Bedeutung in jener reichen französischen Landschaft hätte kein „Chateau“ aufzuweisen — errichtet worden waren.

Schließlich war es, allerdings manchmal unter Sträuben der Hauswirte, gelungen, die Hauptstraßen auf das feierlichste zu schmücken. Einen ersten, bedeutenden Erfolg brachte uns am Vorabend der große Papststreich, der die ganze Einwohnerschaft, die noch niemals einem ähnlichen militärischen Schauspiel beigewohnt hatte, versammelte. Auch die Reveille am nächsten Morgen löste alles aus den Häusern, und da die Parade, an welcher unsere beiden Musketierbataillone, eine Feldbatterie und ein Sanitätsdetachment teilnahmen, bei schönstem Wetter vorzüglich abschnitt, so konnten wir bis dahin mit dem Verlauf der Feier sehr zufrieden sein. Nun kamen aber die Enttäuschungen. Da war zunächst die wichtige Frage des großen Offiziersessens, welches auf 2 Uhr im Schloß angesetzt war. Schon zwei Tage vorher hatten wir Herrn Seclerc, den Wirt des „Aigle d'Or“, wo wir Offiziere gern unser Glas Wein tranken, mit den nötigen Geldern versehen, per Wagen nach Paris entsandt zum Einkauf aller jener guten Sachen — namentlich von Wein und Sekt — die bei solchen Gelegenheiten so beliebt sind, in Dammartin jedoch nicht aufzutreiben waren. Allein der Wirt war trotz seines festen Versprechens weder am Vorabend noch am 22. bis mittags 2 Uhr eingetroffen. Das Mahl mußte auf 5 Uhr verschoben und improvisiert werden, auf welche Weise, das ist bereits zu Anfang erzählt worden. Die verzögerte Ankunft Seclercs war dadurch verursacht worden, daß ihn die Kommunalen der Torwache mit seinem schwer mit Ess- und Trunkbarem beladenen Wagen nicht wieder hinauslassen wollten, und daß ihm erst 24 Stunden später, als es ihm gelungen, die Nachhaber davon zu überzeugen, daß seine Vorräte für preussische Offiziere und pour la fête du roi Guillaume bestimmt seien, die Erlaubnis zum Passieren erteilt wurde.

Trotzdem auf den Menükarten das Wort Hammel in allen nur möglichen deutschen und französischen Umschreibungen geprangt, war das Festessen sehr angeregt verlaufen, und die feuchtfröhliche Sitzung danach hatte lange, sehr lange gedauert. Leider hatte sie uns die zweite unangenehme Überraschung gebracht, denn noch ganz spät in der Nacht war der Befehl gekommen, am nächsten Morgen mit dem frühesten von Dammartin aus auf der großen Straße nach Paris zu vorzurücken und unsere Quartiere für ein gleichfalls wieder vorgezogenes Alanen-Regiment freizumachen. Weitere Befehle seien an einer gewissen Stelle am Durcq-Kanal im großen Rendezvous abzuwarten.

Nun galt es für uns jüngere Offiziere, zunächst die Feldwebel und Korporalschaftsführer aufzufinden, um ihnen die Befehle für das Antreten am nächsten Morgen zu überbringen. Das war nicht schwierig, denn ebenso wie in der Garnison am schönen Rhein hatten die Kompagnien in einigen Wirtshäusern für Unteroffiziere und Mannschaften Festlichkeiten veranstaltet, wo bei leichtem Landwein und mit Unterstützung einiger Hoboisten eifrig dem Tanz gehuldigt wurde; und an Tänzerinnen fehlte es nicht, denn die kleinen, lebhaften Französinen schienen sich ebenso gerne von unseren strammen Musketieren herumschwenken zu lassen, wie daheim unsere deutschen Mädchen. Wie eine Bombe schlug unsere überraschende Nachricht in den fidelen Gesellschaften ein, und das Bedauern, von den gemütlichen Quartieren, in denen man kaum erst warm geworden war, sobald schon wieder scheiden zu müssen, war ein so ehrliches, daß noch lange nicht an ein Abbrechen des Tanzvergnügens gedacht werden konnte. Schließlich machten wir Offiziere uns doch auf den Weg, und als wir am „Aigle d'Or“ vorbeikamen, da rollte eben der Wagen des Vater Seclerc heran, und der gute Mann machte ein so bestürztes Gesicht, daß wir nicht wußten, ob wir dasselbe auf Rechnung des ihm entgangenen Profits beim Festessen setzen oder der Entdeckung zuschreiben sollten, die er wohl ebenso gut wie wir gemacht haben mußte, denn als der Schein seiner Wagenlaternen in die dunkle Einfahrt des Hotels gefallen, da hatte er hell die schöne

Ranon beleuchtet, die soeben in zärtlicher Umarmung und mit heißen Küffen Abschied von ihrem „beau petit porte-drapeau noir“ nahm.

Am nächsten Morgen waren die Alanen fixer gewesen als wir, denn unsere Leute gingen kaum an, mit verschlafenen Gesichtern herauszutreten, da ritt auch schon der quartiermachende Offizier mit seinen Leuten vor dem „Aigle d'Or“ vor, wo wir von der Festkommission gerade in Verhandlungen mit Herrn Leclerc wegen Uebernahme der Vorräte treten wollten. Die Annahme des jungen Reiteroffiziers erleichterte das Geschäft ungemein, denn kaum hatte er gehört, um was es sich handelte, und was für gute Dinge noch auf dem draußen im Hof stehenden Wagen verstaubt waren, da erklärte er, die ganze Ladung für sein Regiment übernehmen zu wollen, zahlte den Betrag, bestellte ein feines Frühstück, und wir — wuschen uns den Mund und zogen ab. Und das hatte den Gegenstand zu unserer Unterhaltung in Chausseegraben abgegeben.

Den erhaltenen Befehlen gemäß, bogen unsere drei Kompagnien nach einer guten Stunde Marschierens vom Menbezvousplatz aus links von der großen Straße nach der Brücke über den Durcq-Kanal ab nach dem uns als Rantonnement angewiesenen Fresnes, dessen ziegelgedeckte Häuser uns zwischen Obstbäumen hervor einladend zugewinkelt schienen. Und dazu hatte der Soldatenwag auf der sogenannten Kolonnenstraße, d. h. den Vegetafeln, welche zur Orientierung der Verpflegungskolonnen an allen Wegzweigungen der großen Etappenstraße aufgestellt waren, den Ortsnamen Fresnes in „Fresnef“ umgewandelt.

„Nomen est omen“ *) sagte Hegemann vergnügt zu mir, als wir gemeinschaftlich zwischen der fünften und sechsten Kompagnie dahinschreitend die vielversprechende Inschrift zu Gesicht bekamen. „Die Dächer sind intakt, die Obstbäume nicht umgehauen, ich glaube, mein prophetischer Geist hat sich diesmal geirrt!“

Leider aber hatte er sich nicht geirrt, denn als wir in die uns straßenweise zugetheilten Quartiere einrückten, da stellte es sich heraus, daß wir es doch beinahe mit einer zweiten Auflage von Bondy zu tun hatten. Dächer, Türen und Fenster waren allerdings unverfehrt, in einzelnen Häusern gab es sogar einige Stühle und einen aus Brettern und Böden zusammengefügten Tisch, damit aber war das Verzeichnis der Ausstattungsstücke erschöpft, denn Betten und sonstige Schlafgelegenheiten schienen hier zu den Luxusgegenständen zu gehören. Und doch waren wir schließlich nicht ganz so übel daran, wie es den Anschein hatte, denn unsere findigen Leute hatten weit draußen in den Feldern einige fast ganz unverfeherte Schober von unausgedroschenem Weizen und Hafer entdeckt, und bald waren die Kommandos unterwegs, um von dem kostbaren Material so viel wie möglich herbeizuschleppen; so dauerte es denn nicht lange, da standen unsere Pferde in den Ställen bis zum Bauch in den Halmen, deren Aehren sie sich wohlschmecken ließen, und in den Quartieren waren mächtige Schütten zum Nachtlager ausgebreitet.

Nicht so gut wie unseren Pferden erging es uns Menschen in betreff der Verpflegung, denn wir mußten uns einstweilen bis zum Eintreffen der Kolonne mit den frugalen Resten der mitgeführten Vorräte begnügen.

Dann aber streckten wir uns auf den Schütten aus, und wer nicht gerade von den infolge des ungeahnten Körnersegens aus ihren Verstecken hervorgelodeten Hausmäusen durch ihr Knabbern und Rascheln im Schlafe gestört wurde, der konnte sich für die etwas kurze Nachtruhe jetzt schadlos halten.

Wie auf Verabredung trafen wir Offiziere uns gegen Abend auf der Dorfstraße, um unsere Erfahrungen auszutauschen, als plötzlich aus einer Seitengasse Harthausen mit eiligen Schritten auf uns zukam:

„Herrschaften,“ rief er freudig, „ich habe eben das Vergnügen gehabt, den Einwohner dieses weltabgeschiedenen Nestes kennen zu lernen. Es ist ein ganz hübsches Kerlchen, mir hat er keine Haare und keine Zähne mehr. Ich habe also auch nicht verstehen können, ob er nur hundert oder schon hundertundfünfzig Jahre alt ist. Wovon der Jubelgreis hier gelebt haben mag, das sollen die Götter wissen; viel ist's jedenfalls nicht gewesen, denn

er ist so dürr wie ein Baumstamm und hat ein stiller Brot, das ich ihm geben ließ, mit einem so glücklichen Blick in der geheimsten Tasche seines blauen Kittels verschwinden lassen, als hätte ich ihm die Schätze beider Indien geschenkt.“ Jetzt hatte er Hegemann bemerkt, der etwas mißvergnügt abseits stand; rasch trat er an ihn heran und sagte: „Amtsrichterchen, wissen Sie, warum diese herrliche Ortschaft den Beinamen Fresnef erhalten hat? Still, Sie können's doch nicht raten: Weil es in diesem berühmten Fresnef nichts zu — essen gibt!“



Rätsel und Aufgaben.

Silbenrätsel.

Die erste dient der Poesie,
Denn ohne diese ist wohl nie
Ein dichterisches Werk entstanden.
Die zweite aber hindert dir
Ein unnütz Ding, das nur der Bier
Und Eitelkeit sein Dasein dankt.
Das Ganze ist seit alter Zeit
Von allergrößter Wichtigkeit:
Denn jedermann auf dieser Erden
Muß stets davon geleitet werden.
Wer's gar nicht hat, der arme Wicht,
Der weiß es und entbehrt es nicht.

Kombinations-Aufgabe.

Aus neun nachstehend zusammengestellten Wörtern bilde man durch Umstellung der Buchstaben neue Wörter von der angegebenen Bedeutung. Die Anfangsbuchstaben der richtig geordneten neuen Wörter nennen ein Marinefahrzeug. Man bilde aus:

Ein, Achse = eine Stadt in Thüringen.
Hele, Bast = ein Mädchennamen.
Sende, Teile = Mineralien.
Paar, Maus = ein Land in Deutsch-Ostafrika.
Rom, Rette = ein Musikinstrument.
Andere, Wi d = ein Gebirge am Rhein.
Deine, Chor = eine Pflanzenart.
Grub, Boden = ein deutsches Land.
Nur, Wein, gelb = eine Pflanze.
Orgie, Stephan = eine Schriftart.
T, r, hat = einen Kunsttempel.
Hund, ist, Elko, Nur = eine Kunst.

Rebus.



Auflösungen der Rätsel aus letzter Sonntagsnummer.

Rebus.

Durst nach Ehr macht viel Beschwerde.

Akademische Zuschneide-Schule

von Hrl. J. Stein, Wiesbaden, Luisenplatz 1a, 2. St.

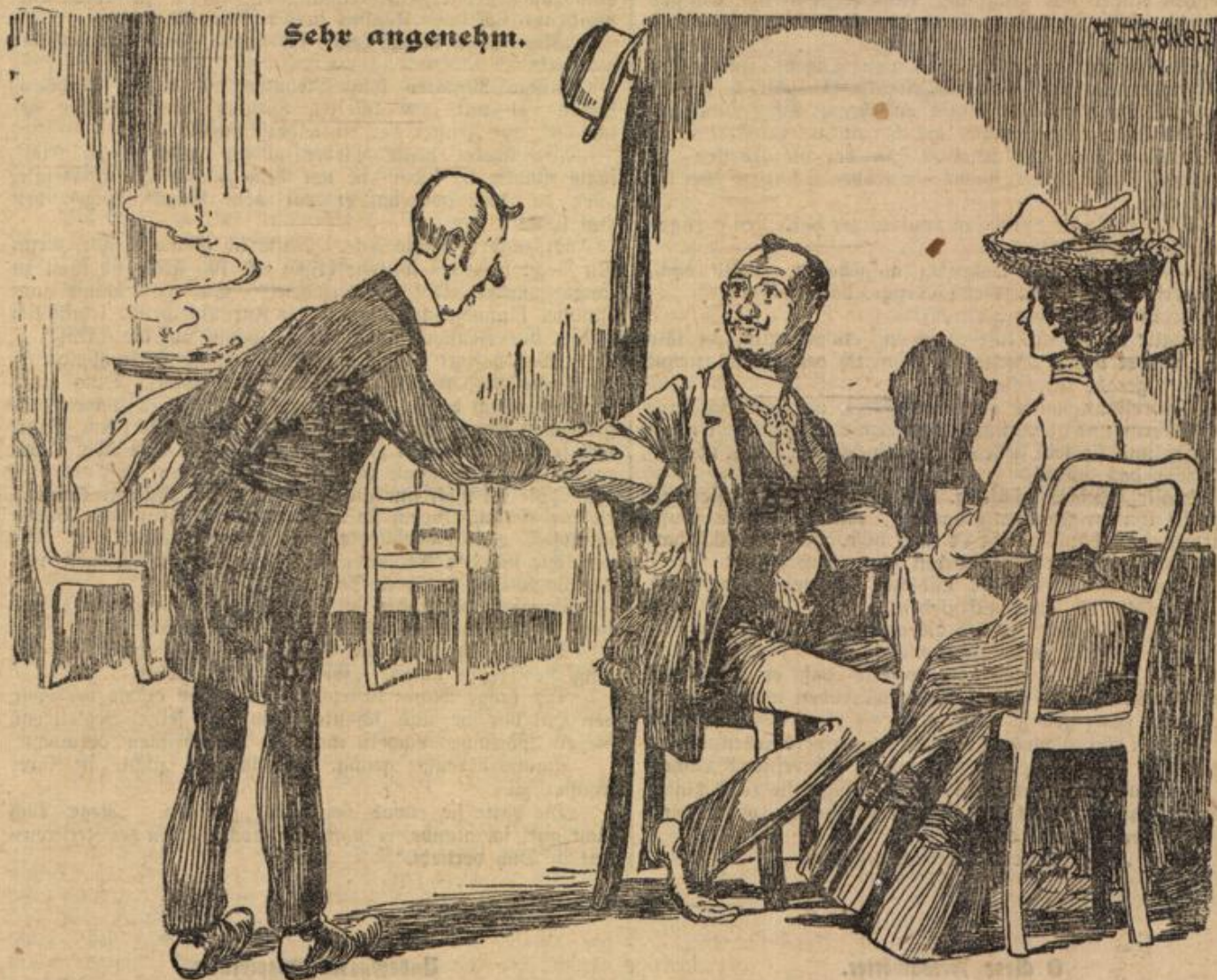
Erste, älteste u. preisw. Fachschule am Platz
und sammtl. Damen- und Kindergard. Berliner, Wiener, Engl. und
Pariser Schnitte. Leicht faßl. Methode. Vorzügl. prakt. Unterr. Gründl.
Ausbildung i. Schneiderinnen u. Direktr. Schül.-Anst. tägl. Kost. m.
zugeseh. und eingerichtet. Taillenmaß. incl. Futter-Anpr. M. 1.25.
Kochsch. 75 Pf bis 1 M. 8786

Büsten-Verkauf: Ladb. schon von M. 3.— an, Stoffb.
von M. 6.50 an, mit Ständer von M. 11.— an.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Nachdruck verboten.)



Herr: „Kellner, ich gab Ihnen zwei Mark, bekomme ich da nichts 'raus?“
 Kellner: „Nein, das Fräulein hat eine Kalbsbrust, und Sie haben ein Kalbsgehirn, da bekommen Sie doch nichts 'raus!“

Erster Gedanke.

Reporter (der von einem Radler überradelt und dabei schwer verletzt wurde): „Herrlich, das gibt eine Notiz von 80 Zeilen à 10 Pfennig!“

Druckfehler.

Kurt war im höchsten Grade ungehalten darüber, daß der Kommerzienrat seiner Tochter nur 8000 Mark jährliches Mädelgeld (Madelgeld) bewilligen wollte.

Eine zerstreute Liebe.

Amalie Müller I. und Amalie Müller II. waren Kousinen; beides hübsche, junge Mädchen aus den besten Familien des Städtchens. Man, oder vielmehr sie selbst, hatten sich die Beschreibung I. und II. beigelegt, weil sie einander so zum Verwechseln ähnlich sahen, daß man, wie jener englische Matrose sagte, die eine hätte küssen können, während man die andere im Arm hatte.

Beide waren in ein und demselben Jahre geboren, hatten zusammen die Schule und später das Tanzkränzchen besucht, und erst dann, mitten im Vackfischalter hatte Amalie Müller I. ihrer Kousine einen kleinen Vorsprung im Lebenslauf abgewinnen können. Sie war nämlich die Erste gewesen, welche die Sprache des Herzens hatte sprechen gelernt, und mochte sich auch Amalie Müller II. in den Augen ihrer Kousine manch heimlichen Liebesabenteurs rühmen, jene war ihr heute immer um soviel voraus, als sie seit acht Tagen eine ernste und echte Herzensbekanntschaft aufzuweisen hatte.

Und das hatte die zum ersten Male hinter ihr zurückgebliebene Kousine nicht wenig gekränkt. Heute sahen sie zusammen in ihrem Boudoir, und die neugebackene Braut wurde nicht müde, ihrer Gesellschafterin, die ab und zu mit neidischen Augen das glückliche Gesicht jener streifte, von den Vorzügen und Tugenden ihres herzallerliebsten Adolf zu erzählen.

„Das scheint ja ein Ausbund von Tugend und guten Eigenschaften zu sein,“ bemerkte Amalie II. spöttisch, als die andere endlich einen Augenblick in ihrem Eifer innehielt, „hast Du denn nun gar nichts an ihm auszufehen?“

Amalie I. hatte die Stickeret, an der sie arbeitete, in den Schoß sinken lassen, wobei ein trüber Schatten über ihr Gesicht flog.

„Ach,“ sagte sie dann fast tonlos, „er hat einen einzigen bösen, recht bösen Fehler.“

Die andere hatte neugierig aufgehört. „Also doch! Und worin besteht denn dieser einzige, böse Fehler?“

„Er ist so furchtbar zerstreut!“

Amalie II. nahm, wie es schien, etwas enttäuscht ihre Arbeit wieder auf. „Zerstreut? Nun ich denke, das nennt man doch gerade interessant!“

„Interessant, wenn er mich anfährt, als wäre ich seine Haushälterin und gleich nachher unserm Dienstmädchen einen Kuß gibt und sie sein liebes Kind, seine kleine Braut nennt.“

„Wie, das wäre?“

Amalie I. nickte trübselig. „Es ist leider so, gestern er tappe ich ihn im Hausgang darüber, wie er unsere Güste umarmte, und dann wurde er noch böse, daß ich mich darein mischte, wenn er seiner Braut einen Kuß gäbe.“

„Eure Güste ist hübsch; hübscher als wir beide,“ bemerkte Amalie II., ohne aufzusehen.

„Das ist's nicht,“ eiferte die andere, „Adolf ist so treu wie Gold; nur die fatale Zerstretheit . . .“

„Oml — ich möchte aber wetten, daß er Eure alte Haushälterin nicht so freigebig bedacht haben würde . . .“

„Doch, ganz gewiß, und es ist die pure Eifersucht von Dir, daß Du ihn in meinen eigenen Augen herabsetzen willst.“

Amalie II. lachte etwas gezwungen. „Eifersucht? Lächerlich, ich kenne ihn ja kaum, übrigens,“ fügte sie rasch hinzu, „könntest Du Dir leicht den Beweis verschaffen, ob er wirklich so zerstreut ist, wie er tut.“

„Und? . . .“ fragte die andere gespannt.

„Adolf wird Dich gleich zum Spaziergang abholen kommen?“

„Allerdings, aber . . .?“

„Du empfängst ihn wie gewöhnlich; er wird Dich bitten, Dich anzuziehen und während er hier oder draußen wartet, geselle ich mich zu ihm. Ist er wirklich so zerstreut, wie Du ihn darstellst, dann wird er gar nicht merken, daß ich ihn statt Deiner begleite, und später lachst Du ihn aus und hast dann wenigstens den Beweis seiner Treue.“

Amalie I. warf einen prüfenden Blick auf ihre Kousine, die sich angelegentlich mit ihrer Stickeret beschäftigte. „Gut,“ sagte sie dann, wie mit einem plötzlichen Entschluß, „ich akzeptiere Deinen Vorschlag, nicht um mich, sondern Dich zu überzeugen.“ In diesem Augenblick klopfte es an die Tür des Boudoirs.

„Da ist er!“ flüsterte Amalie I. ihrer Kousine zu und flog dann auf den Eintretenden, der sie mit einem zärtlichen Kuß begrüßte, zu.

„Der junge Mann warf einen fragenden Blick auf das andere Mädchen, das kaum von ihrer Arbeit aufgesehen hatte. „Aber Deine Fräulein Kousine . . .?“

„Ist gerade im Begriffe, zu ihrem elterlichen Wohnsitz hinabzusteigen,“ ergänzte Amalie II., indem sie rasch aufstand und sich ihrer Kousine in den Arm hing.

„Nun, dann beeile Dich; ich werde Dich draußen erwarten!“

Einige Minuten später lehnten die beiden Mädchen, Amalie II. mit dem koketten Gutmuth ihrer Kousine geschmückt, am Fenster des Ankleidezimmers.

„Er scheint heute wieder hübsch zerstreut zu sein,“ sagte Amalie I., indem sie mit dem Finger hinunterzeigte, „sieh da, wie vornehm er vor dem Schusterjungen den Gut lüftet.“

Die andere lachte leise. „Nun, ich gönne es Dir, wenn Du Recht behalten solltest; lassen wir ihn übrigens nicht zu lange warten. Auf Wiedersehen!“ Sie war damit zum Zimmer hinausgeschlüpft, und die Zurückgebliebene lehnte sich wieder ans Fenster und schaute gespannt auf die Straße.

„Wahrhaftig!“ rief sie im nächsten Augenblick triumphierend, „er reicht ihr den Arm, aber wie das kokette Ding tut,“ setzte sie gleich darauf, fast ärgerlich, hinzu. Mit weit aufgerissenen Augen verfolgte sie noch eine Weile das Paar, das jetzt in lebhaftem Zwiegespräch um die Ecke bog, dann rampte sie einige Male hastig im Zimmer auf und ab.

„Wie ich mich nur auf die Dummheit einlassen konnte,“ rief sie endlich, indem sie mit dem kleinen Fuß den Boden stampfte; „das eingebildete Ding ist im Stande . . .“ Sie versuchte sich den Gedanken aus dem Kopf zu schlagen und begann wieder an ihrer Stickeret zu arbeiten.

Langsam verstrichen die Stunden; es wurde dunkel, und noch immer waren die beiden nicht zurückgekehrt.

Da endlich hörte sie Tritte. Sie flog mehr als sie ging die Treppe hinab. „Gott sei Dank, Adolf!“

Der junge Mann lästete, wie es schien etwas verlegen, den Gut vor ihr und schaute dann auf seine Begleiterin, die ein spöttisches Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte.

Amalie I. wußte genug. „Schlange!“ zischte sie ihrer Kousine zu.

Die hatte sie etwas bei Seite gezogen. „Rege Dich nicht auf; ich glaube, er hatte sich doch nur in der Zerstretheit in Dich verliebt.“

O lese Fremdwörter.

Piccolo (zu einem Gast im Café): „Sie wünschen, mein Herr?“

Gast: „Wissen Sie, Kaffee habe ich schon zu Hause getrunken, bringen Sie mir lieber eine Melange!“

Unbewusste Auspielung.

Fremder Patient (versehentlich die Tür zum Wohnzimmer des Arztes öffnend, in dem drei ältliche Töchter des selben sitzen): „Ach, entschuldigen Sie, bin ich hier recht im Wartezimmer?“

Der Fährtich.

„Wie alt sind Sie denn eigentlich, Herr von Blankwitz?“
 „Ich befinde mich, Gnädige, in jenem Stadthum, in dem man vor Vartüßerrumpelung keinen Moment mehr sicher ist.“



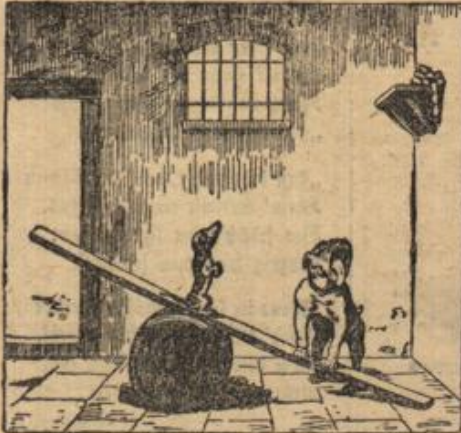
Protzig.

„Herr Kommerzienrat, wenn Sie den ganzen Weg zu Fuß gehen, werden Sie furchtbar ermüden.“
 „Nun ich habe ja Zeit, müde zu sein.“

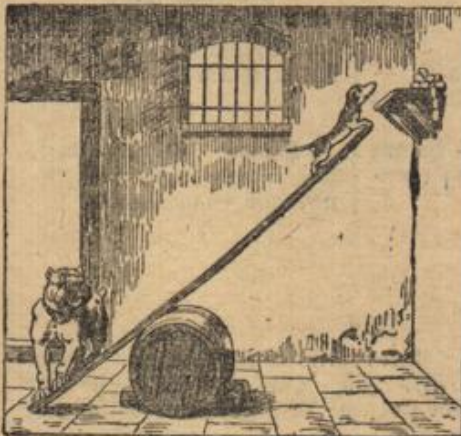


Man muß sich zu helfen wissen.

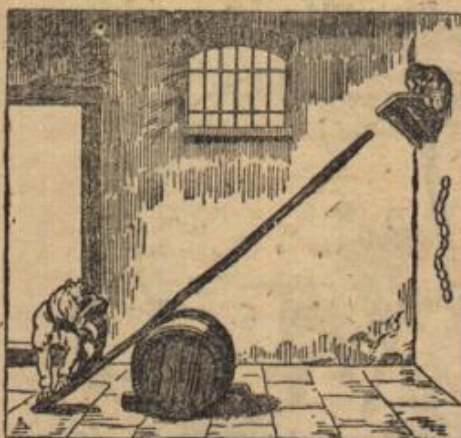
1.



2.



3.



Fatale Angewohnheit.

„Wie kommt es nur, daß die hübschen und wirtschaftlichen Brinkmeyers Mädchen keinen Mann bekommen?“

„Die Mutter hat sich so'n nervöses Schütteln mit dem Kopf angewöhnt, daß die jungen Herren, wenn sie ihre Werbung anbringen wollen, immer glauben, sie seien schon abgewiesen.“

Vielsagend.

Missionar (zum Kannibalenhäuptling): „Ich möchte doch wissen, was aus meinem Vorgänger geworden ist.“

Häuptling: „Oh, der hat seinen Aufenthalt nach dem Innern verlegt.“

Kathederblüten.

Einem Sechzehner gegenüber ist ein Dreier das reine Baby.

Professor: „Von diesen Pyramiden schauen vier Jahrtausende auf Euch herab!“ rief Napoleon seinen Soldaten zu, und mit Hilfe der Pyramiden gewann er die Schlacht.

Genau.

Wie der Bauer Jörgl adressiert, wenn er an seinen in Thorn als Kanonier stehenden Sohn August schreibt: „An mein Sohn August Stahnonensoldat in Thorn ritt den Schweifsoß (Schweif-Zuchß) dicht hinterm Blaser (Trompeter).“

Immer derselbe.

Professor (seine Angebetete um das erste Stelldichein bittend): „Erkennen werden Sie mich daran, Teuerste, daß ich einen blau-seidenen Regenschirm mit Silbertrübe zuhause stehen gelassen habe . . .!“

4.



5.



6.



Die gebildete Köchin.

Hausfrau: „Ist das Kotelett für meinen Mann bald fertig, Anna?“

Köchin: „Sofort, die alte Semmel ist schon salamandert.“

Hausfrau: „Was ist sie? Salamandert?“

Köchin: „Freilich, gerieben!“

Von seinem Standpunkt.

Präsident: „Voriges Mal haben Sie bloß ein Duzend Hemden gestohlen und jetzt, nachdem Sie versprochen hatten, sich zu bessern, haben Sie mit Ihrem Komplizen eine ganze Wäschehandlung geplündert!“

„Na, und hab' ich mich da nicht gebessert?“

Boshaft.

Dichter: „Mir hat das Schicksal die Feder in die Hand gedrückt?“

Kritiker: „Trösten Sie sich, Sie sind nicht der Einzige, der vom Schicksal verfolgt wird!“

Ach so!

Arzt (bei wiederholtem Besuch): „Aber Froschbauer, ich sagte Ihnen doch das letzte Mal, Sie sollen sich von Ihrer Frau ein Rammillenbad machen lassen und die kranke Hand darin baden! Haben Sie das nicht getan?“

Bauer: „Ne, Herr Doktor!“

Arzt: „Sodann sagte ich Ihnen, Sie sollen die Hand in präparierte Watte durch Ihre Frau einwickeln lassen! — Ist das geschehen?“

Bauer: „Ne, Herr Doktor!“

Arzt: „Nun, warum denn nicht?“

Bauer: „Herr Doktor, i hob gar ka Graa!“

Aus dem Tagebuch eines alten Junggesellen.

Wer möglichst einsam im Leben bleiben will, muß heiraten!

Verlockend.



Sommerfrischler: „Schön ist's ja bei Euch hier — wunderschön, aber furchtbar langweilig — man hat gar keine Berstreuung!“

Einheimischer: „Na, da kann i Dir glei' helfen — kimmst heunt mit übrü nach Alpezzell — na' kammst a' weng' mit-rassen am Kirtal!“

Seine Auffassung.

Mama (liest weise Sprüche vor): „Was Du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen.“

Willi: „Dann kann ich ja auch heute die ganze Dütte Bonbons aufessen!“

Der „hungrige Vork“.

In den „hungrigen Vorken“
Wurde mir zu glauben schwer,
Weil Gedanken schwach vertreten
Meinens, wenn der Magen leer.

Aber einer von der Sippe
Hat die Sache mir erklärt,
Sprach mit lächelnd froher Lippe:
„Die Geschiht' ist umgekehrt.

„Erst der Hunger, dann das Nichten
Scheint auch mir ein sell'ner Fall.
Dies jedoch kann ich berichten:
Hungrig wird man jedermal,

„Wenn im schaffensfrohen Streichen
Stund' um Stunde schnell vergeht.
Nach dem Nichten ist man eben
Stets ein „hungriger Vork!“.

M. Holthausen.

Gedankensplitter.

Auch die Unnatur kann dem Menschen zur zweiten Natur werden.

Hunger ist der beste Koch, und doch will ihn niemand engagieren.

Empiriker.



Mutter: „Karl, wo ist der Kirschentuchen hingekommen?“

Karl: „Der Herr Lehrer hat gestern gefragt, ob wir wissen, wieviel Steine in einem Kirschentuchen wären, und da hab' ich dann gezählt: 23 waren's!“

Nato.

Junge, hübsche Radlerin (welche wegen Sachbeschädigung angeklagt ist): „Ach, Herr Doktor, kann denn mein Prozeß nicht vor einem Militärgericht verhandelt werden?“

Vexierbild.



Sonntagsreiter: „Na, hoffentlich sieht sie es nicht.“
— „Wo ist Sie?“